

KRIEG IN DER GESCHICHTE
(KRiG)

KRIEG IN DER GESCHICHTE
(KRiG)

HERAUSGEGEBEN VON
STIG FÖRSTER · BERNHARD R. KROENER · BERND WEGNER · MICHAEL WERNER

BAND 86

»ALS OB DIE WELT AUS DEN FUGEN GINGE«

Kriegserfahrungen österreichisch-ungarischer
Offiziere 1914-18

FERDINAND SCHÖNINGH

Martin Schmitz

»Als ob die Welt aus den
Fugen ginge«

Kriegserfahrungen österreichisch-
ungarischer Offiziere 1914-18

FERDINAND SCHÖNINGH

Der Autor: Martin Schmitz arbeitet als Studienrat am Maria-Ward-Gymnasium in Günzburg


Titelbild: K. u. K.-Soldaten auf dem Weg zur Front. Österreichisches Staatsarchiv.

Reihensignet: Collage unter Verwendung eines Photos von John Heartfield.
© The Heartfield Community of Heirs/VG Bild-Kunst, Bonn 1998.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Evelyn Ziegler, München

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier  ISO 9706

© 2016 Ferdinand Schöningh, Paderborn
(Verlag Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.schoeningh.de

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany.
Herstellung: Ferdinand Schöningh, Paderborn

ISBN 978-3-506-78115-4

INHALT

Vorwort zur Reihe	11
I. EINLEITUNG: FRAGESTELLUNG, FORSCHUNGSSTAND UND QUELLENLAGE	13
II. »FERMENT DES VÖLKERBREIS«: DAS K.U.K. OFFIZIERKORPS IM ERSTEN WELTKRIEG. PROBLEME, ENTWICKLUNGEN UND TENDENZEN	25
1. Institutionelle Grundlagen, Sprachkenntnisse und Selbstverständnis	25
2. Vorkriegsausbildung, soziale Zusammensetzung und Verluste	39
3. Rekrutierung des Offizierkorps, Zuverlässigkeit der Reserveoffiziere	51
4. Fazit	59
III. »DIE BEURTEILUNG DES MENSCHENMATERIALS IST NACH NATIONALITÄTEN VERSCHIEDEN«: NATIONALE HERKUNFT ALS FAKTOR MILITÄRISCHER LEISTUNGSFÄHIGKEIT?	63
1. Vorkriegserwartungen und erste Kriegserfahrungen	63
2. Fallbeispiele angeblichen Verrats und tatsächliche Ursachen geringer Kampfkraft	75
3. Benachteiligung verdächtigter Nationalitäten	84
4. »Freiwilligenlegionen«: Indikatoren nationaler Unzuverlässigkeit?	91
5. Geschichtspolitik und Historiographie	96
6. Fazit	100

IV. »MILITÄRISCHE ANTTALENTE«?: KRIEGSERFAHRUNGEN VON K.U.K. OFFIZIEREN MIT DER MILITÄRELITE ÖSTERREICH-UNGARNS	103
1. Der Generalstab unter Conrad in der Vorkriegszeit	103
2. Das »erste« Armeeoberkommando	116
3. Das »zweite« Armeeoberkommando	136
4. Höhere Führung	148
a) Generalität	148
b) Generalstabskorps	158
V. FORMEN DER KRIEGFÜHRUNG	175
1. Bewegungskrieg	175
2. Stellungskrieg und Materialschlacht	199
3. Koalitionskrieg: An der Seite des deutschen »Waffenbruders«	226
4. Krieg gegen den »inneren Feind«	251
a) Serben	251
b) Ruthenen	270
5. Partisanenkrieg und Aufstandsbekämpfung	293
a) Serbien	293
b) Ukraine	321
VI. DER KRIEG IN DEN KÖPFEN: DEUTUNGEN UND REFLEXIONEN	339
1. Sinnstiftung und Legitimation des Krieges	339
2. Zusammenbruch und Niederlage: Ursachen und Konsequenzen	365
VII. FAZIT	397
VIII. DANKSAGUNG	409
IX. ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	411

X. QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS	413
1. Archivalien	413
2. Gedruckte Quellen und Literatur	415
Register	433

»Sollte ich aber gesund den Krieg überleben, so will ich wahrhaftig einen Strich machen unter mein bisheriges Leben und will nie verzagen an mir selbst und die mir vergönnte Lebenschance ausnützen so gut es möglich ist. Will glauben an mich selbst, dass mir noch alles offen steht, was das Leben lebenswert macht, will sehen, dass auch ich zum Glücke geboren bin, wenn nur ich selbst es ernstlich will. Inzwischen aber will ich so leben, wie es den Verhältnissen angemessen geht, jede Situation annehmen wie sie ist, das Gute daran nicht übersehen und das Schlechte nicht überschätzen.«

Oberleutnant Hans Seidel (1886 – 1918), Tagebucheintrag, 26.07.1916.

VORWORT ZUR REIHE

»Der Krieg ist nichts als die Fortsetzung der politischen Bestrebungen mit veränderten Mitteln. [...] Durch diesen Grundsatz wird die ganze Kriegsgeschichte verständlich, ohne ihn ist alles voll der größten Absurdität.« Mit diesen Sätzen umriss Carl von Clausewitz im Jahre 1827 sein Verständnis vom Krieg als historisches Phänomen. Er wandte sich damit gegen die zu seiner Zeit und leider auch später weit verbreitete Auffassung, wonach die Geschichte der Kriege in erster Linie aus militärischen Operationen, aus Logistik, Gefechten und Schlachten, aus den Prinzipien von Strategie und Taktik bestünde. Für Clausewitz war Krieg hingegen immer und zu jeder Zeit ein Ausfluss der Politik, die ihn hervorbrachte. Krieg kann demnach nur aus den jeweiligen politischen Verhältnissen heraus verstanden werden, besitzt er doch allenfalls eine eigene Grammatik, niemals jedoch eine eigene Logik.

Dieser Einschätzung des Verhältnisses von Krieg und Politik fühlt sich Krieg in der Geschichte grundsätzlich verpflichtet. Die Herausgeber legen also Wert darauf, bei der Untersuchung der Geschichte der Kriege den Blickwinkel nicht durch eine sogenannte militärimmanente Betrachtungsweise verengen zu lassen. Doch hat seit den Zeiten Clausewitz' der Begriff des Politischen eine erhebliche Ausweitung erfahren. Die moderne Historiographie beschäftigt sich nicht mehr nur mit Außen- und mit Innenpolitik, sondern auch mit der Geschichte von Gesellschaft, Wirtschaft und Technik, mit Kultur- und Mentalitätsgeschichte und, nicht zuletzt, mit der Geschichte der Beziehungen zwischen den Geschlechtern. All die diesen unterschiedlichen Gebieten eigenen Aspekte haben die Geschichte der Kriege maßgeblich mitbestimmt. Die moderne historiographische Beschäftigung mit dem Phänomen Krieg kann deshalb nicht umhin, sich die methodologische Vielfalt der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft zunutze zu machen. In diesem Sinne ist Krieg in der Geschichte offen für die unterschiedlichsten Ansätze in der Auseinandersetzung mit dem historischen Sujet.

Diese methodologische Offenheit bedeutet jedoch auch, dass Krieg im engeren Sinne nicht das alleinige Thema der Reihe sein kann. Die Vorbereitung und nachträgliche »Verarbeitung« von Kriegen gehören genauso dazu wie der gesamte Komplex von Militär und Gesellschaft. Von der Mentalitäts- und Kulturgeschichte militärischer Gewaltanwendung bis hin zur Alltagsgeschichte von Soldaten und Zivilpersonen sollen alle Bereiche einer modernen Militärgeschichte zu Wort kommen. Krieg in der Geschichte beinhaltet demnach auch Militär und Gesellschaft im Frieden.

Geschichte in unserem Verständnis umfasst den gesamten Bereich vergangener Realität, soweit sie sich mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft erfassen lässt. In diesem Sinne ist Krieg in der Geschichte (abgekürzte Zitierweise: KRiG) grundsätzlich für Studien zu allen historischen Epochen offen, vom Altertum bis unmittelbar an den Rand der Gegenwart. Darüber hinaus ist Geschichte für uns nicht nur die vergangene Realität des sogenannten Abend-

landes. Krieg in der Geschichte bezieht sich deshalb auf Vorgänge und Zusammenhänge in allen historischen Epochen und auf allen Kontinenten. In dieser methodologischen und thematischen Offenheit hoffen wir den spezifischen Charakter unserer Reihe zu gewinnen.

Stig Förster Bernhard R. Kroener Bernd Wegner Michael Werner

I. EINLEITUNG: FRAGESTELLUNG, FORSCHUNGSSTAND UND QUELLENLAGE

»Die Literatur, die dieser Krieg zeitigt, ist bereits jetzt zu derartigen Massen angewachsen, daß ein Überblick immer schwieriger [...] und die Orientierung in späteren Zeitpunkten fast zu einer Unmöglichkeit werden wird. Selbst eine großangelegte Enzyklopädie könnte dem heutigen und künftigen Forscher nur einzelne Komplexe des Wissens über den Krieg bieten [...].«¹ Mit diesen Worten umriss Edmund Glaise-Horstenau, Hauptmann der kaiserlich und königlichen (k.u.k.) Armee, Anfang 1917 die Schwierigkeiten, die sich der vom Armeeoberkommando (AOK) beabsichtigten Herausgabe eines »Lexikon des Weltkrieges« entgegenstellten. Aus diesem Grunde drang er darauf, die Arbeit an dem geplanten Band möglichst rasch aufzunehmen, ansonsten wachse »das Material derart an, dass die zu leistende Arbeit in einem Jahrzehnt nicht zu bewältigen wäre.«² Auch wenn Glaise-Horstenau die Probleme übertrieb, sind diese nichtsdestoweniger bis in die Gegenwart für die Geschichtswissenschaft von eminenter Bedeutung geblieben. Seit 1917 hat sich die Anzahl der Titel, die sich mit dem Ersten Weltkrieg beschäftigen, schließlich noch exorbitant erhöht.³ Der Zuwachs an Literatur ist zwiespältig, denn mit zunehmendem Wissen stiegen auch die Ansprüche an den Historiker, sich Orientierung über die neu gewonnenen Erkenntnisse zu verschaffen.

Wie lässt sich trotz dieser Herausforderungen das ungebrochene Forschungsinteresse am »Great War« erklären? Zunächst ist dafür selbstverständlich die schiere historische Bedeutung der Ereignisse von 1914 bis 1918 und die sich daran anschließende politische Neuordnung Europas verantwortlich. Bis in die Gegenwart hat die These von George F. Kennan, der den Ersten Weltkrieg als »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« deutete,⁴ innerhalb der historischen Wissenschaft breite Zustimmung erfahren.⁵ Ein Ereignis von solcher Tragweite generiert deshalb bis in die Gegenwart große Aufmerksamkeit⁶ – insbesondere weil dem einhundertsten Jahrestag des Kriegsausbruches im Jahr 2014 weltweit gedacht wurde. Der »Centenary« generierte sogar eine regelrechte Veröffentlichungsflut von Titeln, die dem »Großen Krieg« gewidmet

¹ ÖStA KA NFA AOK Op. Abt. 1917, Op. Akten, Karton 104: Glaise-Horstenau an AOK, »Lexikon des Weltkrieges«, 23.01.1917.

² Ebd.

³ Um nur ein Beispiel zu geben: Im Jahr 2005 zählte die *Bibliothèque de documentation internationale contemporaine* in Paris bereits mehr als 50 000 Titel, die sich thematisch mit dem Ersten Weltkrieg beschäftigen. Vgl. Winter/Prost, *The Great War in History*, S. 1. Vgl. auch Clark, *Sleepwalkers*, S. XXI.

⁴ Vgl. Kennan, *Decline of Bismarck's European Order*, S. 3.

⁵ Vgl. dagegen die Relativierung der These Kennans bei Reimann, *Der Erste Weltkrieg. Urkatastrophe oder Katalysator?*.

⁶ Vgl. Kronenbitter, *Krieg im Frieden*, S. 3.

waren, mit der Folge, dass diesem in Deutschland zum ersten Mal nach 1945 die öffentliche Aufmerksamkeit zuteil wurde, die in Ländern wie Großbritannien oder Frankreich schon immer gegeben war, weil dort der Konflikt wesentlich stärker im öffentlichen Geschichtsbewusstsein verankert war als in Deutschland.⁷ So blieb die Thematik trotz aller wechselnden historiographischen Konjunkturen für Historiker unverändert attraktiv. Hinzu kommt, dass sich militärgeschichtliche Forschung in Großbritannien und den USA einer hohen Akzeptanz erfreut, weil es dort nach 1945 zu keinem gesellschaftlichen Bruch wie in Deutschland kam.⁸

Trotz der hiesigen kriegsbedingten Berührungängste konnte sich die Militärgeschichte in den letzten beiden Jahrzehnten eine stärkere Akzeptanz verschaffen und eine vergleichsweise große Resonanz entwickeln, wofür insbesondere die Etablierung der »Neuen Militärgeschichte« verantwortlich war, die von einer jüngeren Historikergeneration getragen wird.⁹ Obwohl der »Große Krieg« in Deutschland bis in die Gegenwart im Schatten des Zweiten Weltkrieges steht, kann vor allem für Arbeiten mit kulturhistorischen Fragestellungen eine relativ gute Forschungslage konstatiert werden.¹⁰ Auch die »klassische« Fragestellung nach den Kriegsursachen erlebte in den letzten Jahrzehnten, bedingt durch methodisch innovative Zugänge, eine Renaissance, die ihren vorläufigen Höhepunkt in der Veröffentlichung von Christopher Clarks Bestseller »The Sleepwalkers« fand, dessen Thesen kontrovers aufgenommen wurden.¹¹ Deutlich schlechter steht es allerdings um die Erforschung der »Praxis des Krieges«, welche immer noch große Lücken aufweist. Daran haben auch die zahlreichen Veröffentlichungen seit 2013 nichts geändert, denn bei näherer Betrachtung haben nur wenige Titel dazu beigetragen, das Wissen über diesen Themenkomplex zu erweitern oder neue Perspektiven zu ermöglichen:¹² Das Gros der Publikationen stellten Überblicksdarstellungen dar, in denen die Autoren den neuesten Forschungsstand zusammenfassten, ohne jedoch selbst durch quellennahe Forschung neue Ergebnisse zu präsentieren.¹³

Umso wichtiger ist es deshalb, Überblicks- durch Spezialstudien zu ergänzen. Allerdings mangelt es an diesen nicht nur in Deutschland, sondern insbesondere auch in Österreich. Die Bilanz der dortigen Weltkriegshistoriographie fällt unbefriedigend aus und ist nach Meinung des Innsbrucker Historikers Oswald Übergger auf die inhaltlich wie methodische Rückständigkeit zu-

⁷ Vgl. Kronenbitter, *Krieg im Frieden*, S. 1.

⁸ Vgl. Neitzel, *Militärgeschichte ohne Krieg?*, S. 303.

⁹ Vgl. zur Forschungssituation u.a.: Neitzel, *Militärgeschichte ohne Krieg?*; Kronenbitter, *Militär und Politik – Anmerkungen zur Militärgeschichte*; Chiari, *Militärgeschichte: Erkenntnis und Praxis*; Kühne/ Ziemann (Hg.), *Was ist Militärgeschichte?*.

¹⁰ Vgl. bilanzierend Christoph Nübel, *Neue Forschungen zur Kultur- und Sozialgeschichte des Ersten Weltkrieges*, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2011-06-001> (29.08.2012).

¹¹ Vgl. zur Kontroverse u.a. die auf http://www.sueddeutsche.de/thema/Erster_Weltkrieg (03.10.2014) zu findenden Stellungnahmen von Dominik Geppert, Annika Mombauer und Andreas Wirsching.

¹² Vgl. etwa Leonhard, *Büchse der Pandora*; Jessen, *Verdun 1916*.

¹³ Vgl. exemplarisch Münkler, *Der Erste Weltkrieg*; Friedrich 1914-1918.

rückzuführen.¹⁴ Diese Entwicklung ist unter anderem der langjährigen »faktischen Tabuisierung des Themas Krieg in der österreichischen Geschichtsschreibung« geschuldet und ging mit der »geringen Bereitschaft zur Rezeption internationaler Ansätze und Diskussionen in der primär außeruniversitären österreichischen Militärgeschichte« einher.¹⁵ Die skizzierten Defizite sind allerdings auch der Tatsache zuzuschreiben, dass die Beschäftigung mit der Militärgeschichte nach wie vor den sichersten Weg für junge Historiker darstellt, im Wissenschaftssystem keine Karriere zu machen – was wiederum dazu führt, dass diese andere Themenfelder favorisieren. In den letzten Jahren hat sich die Situation dank einiger innovativer Arbeiten verbessert,¹⁶ zumal im Zuge des Gedenkjahres auch in Österreich zahlreiche neue Werke zur Geschichte der Doppelmonarchie im Ersten Weltkrieg publiziert wurden.¹⁷ Trotz dieser ermutigenden Tendenzen hat sich jedoch grundsätzlich an der unbefriedigenden Forschungssituation nichts geändert, was vor allem aus zwei Gründen zu beklagen ist.

Erstens ist die Überlieferungslage hervorragend, das fehlende Interesse der Forschung steht also in einem »frustrierenden Missverhältnis zu den ungehobenen Quellenschätzen.«¹⁸ Zweitens zog die Donaumonarchie 1914 mit einem einzigartigen militärischen Aufgebot¹⁹ in den Weltkrieg: In der kaiserlich und königlichen Armee wurden nicht weniger als zehn Sprachen gesprochen, die Mehrzahl der Regimenter war mindestens zweisprachig.²⁰ Damit unterschied sich die k.u.k. Armee deutlich von den Streitkräften der anderen am Krieg beteiligten Großmächte. Deshalb ist es von besonderem wissenschaftlichem Interesse, die Kriegserfahrungen der Truppenführer zu analysieren, die diese multiethnischen Verbände in »Österreich-Ungarns letztem Krieg« führten und zu erforschen, wie die Offiziere den Weltkrieg erlebten und deuteten.

Während die militärische Führungsebene der Donaumonarchie in den Jahren vor dem Weltkrieg relativ gut erforscht ist,²¹ gibt es bislang keine Studie, in der systematisch die Kriegserfahrungen von österreichisch-ungarischen Offizieren untersucht worden wären. Dass das Thema trotz seiner hohen Relevanz bislang ein Desiderat geblieben ist, hängt mit dem bereits angesprochenen Desinteresse der österreichischen Forschung an der Militärgeschichte zusam-

¹⁴ Vgl. Überegger, Entwicklungslinien der österreichischen Weltkriegsgeschichtsschreibung, S. 101–105. Vgl. zur Forschungssituation in Österreich auch Hochedlinger, Kriegsgeschichte – Heereskunde – Militärgeschichte; Jeřábek, Österreichische Weltkriegsforschung.

¹⁵ Cole/Hämmerle/Scheutz, Traditionen und Perspektiven der Militärgeschichtsschreibung zur Habsburgermonarchie, S. 15. Ähnlich Hochedlinger, Kleine Quellenkunde, S. 390.

¹⁶ Vgl. exemplarisch Überegger, Der andere Krieg; Moll; Kein Burgfrieden; Lein, Pflichterfüllung oder Hochverrat; Ortner, österreichisch-ungarische Artillerie.

¹⁷ Vgl. etwa Rauchensteiner, Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie; Dornik, Des Kaisers Falke; Kuprian / Überegger (Hg.), Katastrophenjahre; Hämmerle/Überegger/Bader-Zaar (Hg.), Gender and the First World War.

¹⁸ Hochedlinger, Kleine Quellenkunde, S. 390.

¹⁹ Vgl. Luvaas, Unique Army, S. 87–104.

²⁰ Vgl. Jeřábek, Eastern Front, S. 151.

²¹ Vgl. insbesondere Kronenbitter, Krieg im Frieden, S. 15–144. Vgl. des Weiteren Deák, Offizier, S. 200–226; Drofenik, General Alfred Krauss; Jeřábek, Potiorek.; Bühner, Kövess; Sondhaus, Conrad von Hötzingendorf.

men. Aber auch die »Neue Militärgeschichte« interessierte sich bislang kaum für Kriegserfahrungen von Truppenführern im Ersten Weltkrieg, so dass dieses Untersuchungsfeld eine große Forschungslücke darstellt.²² Diese Tatsache fußt maßgeblich darauf, dass sich die jüngere historische Forschung in Deutschland bislang schwerpunktmäßig auf die Erforschung der Perspektive des einfachen Soldaten konzentriert hat²³ – eine historiographische Reaktion auf die Vernachlässigung der »Militärgeschichte von unten« durch die traditionelle Kriegsgeschichtsschreibung. Selbst im Rahmen des Tübinger Sonderforschungsbereiches »Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit« sind kaum Arbeiten entstanden, die sich mit Kriegserfahrungen von Offizieren auseinandersetzen,²⁴ was aus mehreren Gründen bedauernd ist: Für letztgenannte ist erstens die Überlieferungsgeschichte wesentlich besser als für Mannschaftssoldaten und zweitens waren Offiziere auf Grund ihrer Vorbildung und herausgehobenen Stellung innerhalb der Armee geradezu prädestiniert, ihre Erlebnisse auf dienstlicher wie privater Ebene in Form von Korrespondenzen und Erinnerungsschriften zu reflektieren und diesen nachträglich systematisch Sinn zu verleihen. Dazu kam, dass ehemalige k.u.k. Offiziere, die in der Zeit von 1914 bis 1918 hohe und höchste Positionen in Generalstabkorps und Generalität besetzt hatten, die Kriegsgeschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg mehr oder weniger monopolisierten. Ihre Deutungen des »Großen Krieges« waren folglich von höchster Wirkungsmacht, zumal diese meist unkritisch von der Öffentlichkeit übernommen wurden.

Die gute Quellenlage ist zudem Voraussetzung, um das vom Sonderforschungsbereich Tübingen erarbeitete theoretisch-methodische Konzept zur Untersuchung von Kriegserfahrungen umsetzen zu können.²⁵ Ein sich an dieses Modell anlehrender Zugang beschäftigt sich insbesondere mit der zeitlichen Struktur von Erfahrung, denn er geht von einem dynamischen, wissenssoziologischen Erfahrungsbegriff aus. Erfahrung wird als ein permanenter Verarbeitungsprozess von Erlebnissen gedeutet, »in dessen Verlauf bestimmte situative Gegebenheiten mittels eines Rückgriffs auf vorhandene Wissensbestände gedeutet, mit Sinn versehen und als künftig abrufbares Wissen dem bestehenden Wissensvorrat hinzugefügt werden.«²⁶ Wahrnehmung, Deutung und Handeln werden also miteinander koordiniert.²⁷ Die methodische Konse-

²² Vgl. Hürter, Kriegserfahrung als Schlüsselerlebnis?, S. 761f. Bislang ist lediglich eine Arbeit über die Kriegserfahrung von Seeoffizieren im Ersten Weltkrieg entstanden. Vgl. dazu Wolz, Das lange Warten. In der Habilitationsarbeit Hürters, Hitlers Heerführer, S. 70-86 wird zumindest kurz auf die Weltkriegserfahrung der späteren deutschen Militärelite eingegangen.

²³ Vgl. beispielsweise Lipp, Meinungslenkung im Krieg; Latzel, Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg?.

²⁴ Vgl. die Gesamtbibliographie des Sonderforschungsbereichs in Schild/Schindling (Hg.), Kriegserfahrungen, S. 303-342.

²⁵ Vgl. zum methodischen Konzept insbesondere Buschmann/Carl, Zugänge zur Erfahrungsgeschichte des Krieges: Forschung, Theorie, Fragestellung, S. 11-26; Buschmann/Reimann, Die Konstruktion historischer Erfahrung. Neue Wege zu einer Erfahrungsgeschichte des Krieges, S. 239-260; Latzel, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung, S. 1-30.

²⁶ Wolz, Langes Warten, S. 4-5.

²⁷ Vgl. Buschmann/Carl, Zugänge zur Erfahrungsgeschichte des Krieges, S. 18; Lipp, Diskurs und Praxis, S. 213.

quenz eines so verstandenen Erfahrungsbegriffs schlägt sich in der zeitlichen Ausdehnung des Untersuchungszeitraumes von Kriegserfahrungen auf die Vor- und Nachkriegszeit nieder. Dies bedeutet, dass zunächst die entscheidenden mentalen Vorprägungen der österreichisch-ungarischen Offiziere herausgearbeitet werden müssen, vor deren Hintergrund das Kriegsgeschehen wahrgenommen und verarbeitet wurde. Darauf basierend können dann die Umdeutungen während des Krieges und in der Nachkriegszeit vor dem Hintergrund der gruppenspezifischen Ehr- und Wertvorstellungen der Truppenführer aufgezeigt werden.²⁸ »Erfahrungsmachen« ist jedoch immer ein höchst individueller Prozess,²⁹ besonders da sich die kriegsbedingten Funktionen und Aufgaben von Offizieren stark unterschieden. Deshalb kann es auch nicht Aufgabe dieser Arbeit sein, die Kriegserfahrung von k.u.k. Offizieren herauszuarbeiten. Damit würde man tausende Truppenführer völlig losgelöst von Dienstzeiten, Einsatzorten, Verwendungen und Dienstgraden über einen Kamm scheren und eine unzulässige Verallgemeinerung von Erfahrung konstruieren. Angesichts der 211 000 Offiziere, die während des Ersten Weltkrieges für die Donaumonarchie ins Feld zogen,³⁰ untersuche ich bewusst die Kriegserfahrungen österreichisch-ungarischer Truppenführer. Gleichwohl lassen sich sprachliche Verallgemeinerungen wie »die Offiziere« oder »das Offizierskorps« in der Darstellung nicht vermeiden. Auch wenn sich die Untersuchung im Kern auf die Erfahrungen von Offizieren des gemeinsamen Heeres konzentrierte, wurden, wann immer möglich, auch Quellen von Truppenführern der beiden Landwehren ausgewertet, weshalb in der Darstellung die Begriffe k.u.k. und österreichisch-ungarische Offiziere synonym verwendet werden.

Kriegserfahrungen stellen ein weites Forschungsfeld dar – was wiederum die Frage aufwirft, welche speziellen Erfahrungen in der Dissertation überhaupt analysiert werden sollen. Diese Frage wird in erster Linie durch die Quellen beantwortet, die eine eindeutige Tendenz aufweisen: Während es selbstverständlich ist, dass der Kampf die Dienstakten der k.u.k. Armee dominiert, gilt gleiches auch für die privaten Selbstzeugnisse österreichisch-ungarischer Offiziere. Die Auseinandersetzung mit der Kriegführung gegen die feindlichen Streitkräfte war das »tägliche Brot« der Offiziere und schlug sich dementsprechend häufig in Briefen, Denkschriften, Tagebüchern und Memoiren nieder. Infolgedessen werden in dieser Arbeit schwerpunktmäßig die Kriegserfahrungen von Truppenführern in Hinblick auf die von ihnen erlebte »Praxis des Krieges« untersucht, folgende Fragen standen im Mittelpunkt des Interesses: Über welche spezifischen Schlüsselkompetenzen mussten k.u.k. Offiziere verfügen, um in der multinational zusammengesetzten k.u.k. Armee reüssieren zu können? Hing die Zuverlässigkeit und militärische Qualität der habsburgischen Soldaten tatsächlich von deren ethnischer Herkunft ab? Wie beurteilten die Offiziere die Leistungen der österreichisch-ungarischen Militärelite während und nach dem Krieg? Welche Erfahrungen machten die Offiziere mit den

²⁸ Vgl. auch die Überlegungen bei Beyrau/Hochgeschwender/Langewiesche, *Klassifikation von Kriegen*, S. 10.

²⁹ Vgl. die Überlegungen bei Wolz, *Langes Warten*, S. 5.

³⁰ Vgl. *Österreich-Ungarns letzter Krieg* (in Zukunft abgekürzt als ÖULK), Bd. 7, S. 48.

verschiedenen Formen der Kriegführung? Welche Ursachen waren nach Meinung der Offiziere für die Kriegsniederlage verantwortlich und wie verarbeiteten diese den Zusammenbruch der Doppelmonarchie? Weil sich bislang »das Interesse der Forschung hauptsächlich den Vorgängen jenseits des Gefechtsfeldes« zuwandte,³¹ was zu einer »bedauernswerten Schiefelage« in der deutschsprachigen Militärgeschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg geführt hat, ist die Beantwortung der skizzierten Fragen umso notwendiger.³²

Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass eine adäquate Analyse der Kriegserfahrungen nur durch eine Kombination von mehreren historisch-kritischen Ansätzen geleistet werden kann. Um dies an einem Beispiel zu veranschaulichen, sei auf den »Kampf gegen den inneren Feind« der österreichisch-ungarischen Streitkräfte verwiesen: Um nachvollziehen zu können, warum so viele k.u.k. Offiziere Kollektivstrafen u.a. gegen die »eigene« ruthenische Zivilbevölkerung verhängten, reicht es nicht aus, sich allein auf deren Mentalität zu konzentrieren. Diese muss vielmehr mit der konkreten Operationsgeschichte der im August und September 1914 ausgetragenen »Schlacht um Galizien« verknüpft werden. Nur auf der Grundlage dieses Hintergrundwissens ist es überhaupt möglich, den Einfluss der Perzeptions- und Erinnerungsmuster der Truppenführer aufzuzeigen und die zum Teil gravierenden Umdeutungen der Nachkriegszeit darzulegen.

Um zu aussagekräftigen Ergebnissen über die Kriegserfahrungen von k.u.k. Offizieren zu gelangen, ist es ferner erforderlich, dass von Nikolaus Buschmann und Horst Carl entwickelte erfahrungsgeschichtliche Konzept in einem Punkt aufzuweichen, da letzteres bei der praktischen Umsetzung ein gewichtiges Problem aufwirft: Es ist kaum möglich, die »Untersuchungsebene bei der Analyse der Entstehung und der Veränderung von Kriegserfahrung konstant zu halten – nämlich die Akteure und die Quellen, die sie erzeugen bzw. in denen sie zu fassen sind.«³³ »Akteure und Akteursgruppen, die im Krieg in den Quellen zu fassen sind«, lassen sich »für die Vor- und Nachkriegszeit nur höchst selten erneut in den Quellen identifizieren, weil sie sich in gesellschaftliche Großgruppen auflösen.«³⁴ Dieser Sachverhalt wird in der Dissertation insofern berücksichtigt, als Kompromisse bei der Aufnahme von Offizieren in die Untersuchung gemacht werden mussten. Es können eben nicht nur Truppenführer berücksichtigt werden, die von August 1914 bis November 1918 im Einsatz waren und deren Erfahrungen durch Quellen über alle 52 Monate des Krieges abgedeckt werden. Vielmehr wurden grundsätzlich all jene k.u.k. Offiziere – vom Leutnant bis zum Feldmarschall – einbezogen, sofern deren Erfahrungen durch Quellen besonders gut überliefert sind – unabhängig davon, wie lange sie im Krieg dienten und welcher Zeitraum von ihren privaten Selbst-

³¹ Hürter, Heerführer, S. 222.

³² Neitzel, Militärgeschichte ohne Krieg?, S. 301: »So ist in den deutschsprachigen Arbeiten über den Ersten Weltkrieg die Praxis des Krieges meist denkbar schwach oder überhaupt nicht ausgeprägt.« Vgl. auch Wegner, Wozu Operationsgeschichte?, S. 108; Showalter, Militärgeschichte als Operationsgeschichte, S. 118.

³³ Langewiesche, Nation, Imperium und Kriegserfahrungen, S. 222.

³⁴ Ebd., S. 223.

zeugnissen abgedeckt wird. Es ergibt beispielsweise keinen Sinn, einen jungen Leutnant, der aussagekräftige Tagebücher über die Materialschlachten an der Isonzofront hinterlassen hat, aus der Untersuchung auszuschließen, nur weil er 1914 nicht in Galizien kämpfte. Aus diesem Grund werden die individualbiographischen Erfahrungen der Truppenführer in den einzelnen Kapiteln thematisch gebündelt, auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede untersucht sowie hinsichtlich des zeitlichen Verlaufs Vorkrieg – Krieg – Nachkrieg analysiert. Eine Ausnahme davon stellt nur Kapitel II dar, in dem übergreifende Probleme, Tendenzen und Entwicklungen des k.u.k. Offizierskorps dargelegt werden.

Auf welcher Quellengrundlage fußt die Dissertation? Den ersten und wichtigsten Rechenschwerpunkt für die Analyse der Kriegserfahrungen von k.u.k. Offizieren bilden selbstverständlich deren Nachlässe, die sich vor allem in der Sammlung des *Österreichischen Staatsarchivs / Kriegsarchiv* in Wien befinden. Diese sind bedeutsam, weil sie vielfach die privaten Selbstzeugnisse der Truppenführer wie Kriegstagebücher, Korrespondenzen und Memoiren enthalten und sich somit besonders für eine erfahrungsgeschichtliche Arbeit empfehlen, weil sie unter anderem Informationen über die alltägliche Routine und soldatische Lebenswelt liefern. Noch wichtiger ist jedoch, dass private Selbstzeugnisse in hohem Maß »Aufschluss über die physischen, psychischen und mentalen Auswirkungen von Militär und Krieg auf das Individuum« bieten und zudem Auskunft über kulturelle Deutungsmuster bzw. Sinnstiftungen geben können.³⁵ Angesichts dessen ist es umso erstaunlicher, dass Nachlässe in der militärgeschichtlichen Forschung lange Zeit vernachlässigt wurden, obwohl gerade sie zentral für die Bearbeitung einer modernen Mentalitätsgeschichte sind.³⁶ Es muss an dieser Stelle nicht eigens betont werden, dass die hinterlassenen Selbstzeugnisse der Offiziere in Quantität und Qualität stark variieren. Nicht alle Truppenführer hinterließen eine derartige »Quellenflut« wie etwa der langjährige Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf³⁷ oder Hermann Kövess von Kövesshaza, der letzte österreichisch-ungarische Armeekommandant. Über deren besonders umfangreiche Nachlässe dürfen jedoch die »kleineren« nicht vergessen werden, die ebenfalls aufschlussreiches Quellenmaterial bergen. Alois Fürst von Schönburg-Hartenstein, dem während des Krieges ein steiler Aufstieg in der Militärelite Österreich-Ungarns gelang, hinterließ zwar »nur« seine Erinnerungen, diese sind aber in vielerlei Hinsicht sehr informativ, weil sie zahlreiche Briefe des Autors aus der Zeit des Ersten Weltkrieges enthalten.

Für die Dissertation wurden Nachlässe aller Offiziersdienstgrade gesichtet. Gleichwohl sind mehr Hinterlassenschaften hochrangiger Generalstabsoffiziere (bspw. Conrad, Karl Schneller, Anton Pitreich, Carl von Bardolff) und Truppenführer (bspw. Kövess, Eduard Böhm-Ermolli, Joseph Roth, Ludwig

³⁵ Epkenhans/Förster/Hagemann, Biographien und Selbstzeugnisse in der Militärgeschichte, S. XIV.

³⁶ Vgl. Hürter, Kriegserfahrung als Schlüsselerlebnis?, S. 762; Ders., Heerführer, S. 17.

³⁷ Vgl. zur Geschichte der Aquirierung und der Zusammenführung des Conrad-Nachlasses Broucek, Der Nachlass Feldmarschall Conrads und das Kriegsarchiv.

Goinger, Erzherzog Joseph August, Schönburg-Hartenstein) ausgewertet worden als von jungen Frontoffizieren oder Truppenführern mit mittlerem Dienstgrad (bspw. Hans Seidel, Rüdiger Freiherr Stillfried von Rathenitz, Erhard Raus, Mauritz von Wiktorin). Diese Herangehensweise ist der ungleichen Überlieferungslage geschuldet, denn je höher der Dienstgrad eines Offiziers im Weltkrieg war, desto größer war auch die Wahrscheinlichkeit, dass dessen private Selbstzeugnisse erhalten blieben. Die Nachlässe der Truppenführer stellen jedoch nur einen Teil der umfangreichen Quellenbasis dar, auf die in der Dissertation zurückgegriffen wird. Es besteht deshalb keine Gefahr, ausschließlich eine Erfahrungsgeschichte »der großen Männer« zu schreiben.

Daneben wurden auch einige Hinterlassenschaften deutscher Offiziere (August von Cramon, Hans von Seeckt sowie Konrad Kraft von Dellmensingen) ausgewertet, die in Folge der Koalitionskriegsführung besonders intensiven Kontakt zum schwarz-gelben Verbündeten hatten. Hier ist besonders die aus dem Jahre 1917 stammende, umfangreiche Denkschrift Seeckts zu erwähnen, in welcher der Autor sich umfassend mit den Problemen der österreichisch-ungarischen Streitkräfte auseinandersetzte. Daneben ist auch der Nachlass des Schriftstellers Karl Friedrich Nowak bedeutsam. Dieser legte für seine in der Nachkriegszeit erschienenen Publikationen eine »historische Materialsammlung« an, die zahlreiche Korrespondenzen mit Offizieren enthält.

Neben den persönlichen Vermächtnissen der Truppenführer greift die Untersuchung der Kriegserfahrungen zudem auf die dienstliche Überlieferung der k.u.k. Offiziere in den *Neuen Feldakten* zurück. Diese umfassen jene Akten, die bei den habsburgischen Kommanden während des Krieges im Feld entstanden sind. Weil das Kriegsarchiv Wien im Gegensatz zum deutschen Reichsarchiv im Zweiten Weltkrieg von substanziellen Aktenverlusten verschont blieb, bietet sich eine wesentlich günstigere Überlieferungslage. Selbstredend können an dieser Stelle nicht alle interessanten Quellenfunde bei den *Neuen Feldakten* ausführlich erläutert werden. Wegen ihrer besonders hohen Bedeutung für die Dissertation soll bei einem Aktenbestand jedoch eine Ausnahme gemacht werden: Es handelt sich dabei um die gesammelten Antworten von k.u.k. Offizieren auf einen ca. vierzig Fragen umfassenden Evaluationsbogen des Armeekorpskommandos³⁸ aus dem Jahr 1914,³⁹ der an die Truppenkommandanten der österreichisch-ungarischen Streitkräfte bis hinunter zum Regimentskommandeur versandt wurde.

Das AOK hatte bereits im November 1914 den Befehl an die Truppe erlassen, die »Vorbereitung eines Memoires über die Kriegserfahrungen« in Angriff zu nehmen, die gewünschte Resonanz blieb jedoch zunächst aus. Nach Abstimmung zwischen Generalstabschef Conrad von Hötzendorf und Kriegsminister Krobatin gab das AOK am 15. Januar 1915 einen erneuten Befehl heraus, indem

³⁸ Im Folgenden wird Armeekorpskommando als AOK bezeichnet.

³⁹ Die Erfahrungsberichte für die gegen Russland kämpfenden Offiziere befinden sich in ÖStA KA NFA AOK, Op. Akten 1914, Sammler zu Op. Nr. 5176, Karton 9. Die Berichte der auf dem Balkan eingesetzten Truppenführer befinden sich in ÖStA KA NFA Kommando der Balkanstreitkräfte, Karton 225: »Memoirs betreffend Kriegserfahrungen«.

der Ablauf der Erfahrungsévaluation genau geregelt und »die Dringlichkeit dieser wichtigen Arbeit« hervorgehoben wurde:

»Um diese Sache [...] vorwärtszubringen ist bei jedem Armee- und Korpskommando sogleich ein Gen.Stb.Ofz mit der Sammlung und Sichtung des einschlägigen Materials zu betrauen. Bei den Armeekommandos hat sich der betreffende Offizier ausschließlich dieser Arbeit zu widmen. Naturgemäss [sic!] wird das Material nicht durch bloßes Aktenstudium, sondern vor allem durch unmittelbare Fühlungnahme mit den unterstehenden Höheren Kommandos und mit der Truppe zu gewinnen sein. Übrigens wird auch das AOK Gelegenheiten wahrnehmen, um sich durch seine Organe direkt informieren zu lassen.«⁴⁰

Da der Evaluationsbogen überaus sensible Fragen enthielt – »namentlich jene über die Generalität und die Stäbe, dann die das staatliche Gefüge der Monarchie und das polit. Gebiet berührende« – sollten nur »zweifelloso Berufene« über die brisanten Fragen »voll eingeweiht« werden.⁴¹

So nachvollziehbar der Modus der Erfahrungserhebung ist so diffus bleibt, wer diese auswertete. Immerhin lässt sich rekonstruieren, dass Kriegsminister Krobotin Conrad darum bat, den »institutionellen Teil der im Kriegsministerium zu leistenden Arbeit« der Evaluation durch die beim AOK eingesetzten Offiziere Major Karl Schneller und Hauptmann Rudl erledigen zu lassen. Dieses Anliegen lehnte der Generalstabschef allerdings ab, weil beide Offiziere nicht »verfügbar« seien. Stattdessen schlug Conrad vor, die Arbeit durch den »Vorstande der 10. Abteilung des Kriegsministeriums« erledigen zu lassen: Es sei kein Problem, »dass sich Oberst Steinitz nach Meldung beim AOK und nach dessen Weisungen unmittelbar bei höheren Kommanden und Truppen unterrichtet.«⁴² Conrads Ablehnung von Krobotins Vorschlag ist insofern überraschend, als viele der Erfahrungsberichte dennoch mit »Videat Schneller« unterzeichnet wurden. Nicht mehr zu rekonstruieren ist hingegen, warum dieser letztendlich doch miteinbezogen wurde. Vermutlich war es Conrad wichtig, dass einer seiner engsten Mitarbeiter das brisante Material auswertete – von Schneller waren keine Indiskretionen zu erwarten. Ob die Erfahrungsberichte auch auf den Schreibtisch bzw. das Arbeitspult des Generalstabschefs wanderten, kann auf Grundlage der Akten nicht mehr nachvollzogen werden. Auf Grund der hohen Bedeutung der Evaluation für Conrad ist es jedoch sehr wahrscheinlich, dass er sich zumindest über deren wichtigste Ergebnisse informieren ließ.

Angesichts der weitgehenden Ziele welche Conrad und Krobotin mit den Erfahrungsbögen verbanden, ist es auch nicht vorstellbar, dass Generalstabschef und Kriegsminister den Ergebnissen kein Interesse entgegenbracht hätten. Die Berichte sollten schließlich dazu genutzt werden, »all jene Lehren des Krieges festzulegen, deren Beherzigung vom Standpunkte des Strebens nach der Voll-

⁴⁰ ÖStA KA NFA AOK Op. Akten 1914, Karton 9: AOK an 1.-5.Armee, Armeegruppe Pflanzler, Kriegsministerium, »Im Nachhange zu Op. Nr. 5176/00K. AOK, Memoire über militärische Forderungen auf Grund der Kriegserfahrungen«, 12.01.1915.

⁴¹ Ebd.

⁴² ÖStA KA NFA AOK Op. Akten 1914, Karton 9: Einlagebogen zu Op. Nr. 5176, Fragment, Conrad an Krobotin, undatiert.

kommenheit ein Gebot ernster Notwendigkeit ist.«⁴³ Es sollte also *aus* dem Krieg *für* den Krieg gelernt werden. Das war angesichts der Diskrepanz zwischen Kriegserwartung und Kriegserfahrung nur konsequent. Conrad versprach sich jedoch von der Auswertung der Erfahrungsbögen noch wesentlich mehr. Ganz in der Tradition seiner ständigen Einmischungen in die Politik der Vorkriegszeit stehend, waren die Berichte vom Generalstabschef als innenpolitisches Kampfmittel geplant. Sie sollten die Notwendigkeit der innenpolitischen Forderungen des AOK untermauern und dazu genutzt werden, grundlegende militärpolitische Reformen durchzusetzen. Die politischen Ziele Conrads und Krobotins lassen sich aus einer Denkschrift des Kriegsministers rekonstruieren. Beide erhofften sich eine »möglichst militärische Organisation aller Zweige des staatlichen Lebens«, die durch eine »weitgehende Durchtränkung des Verwaltungsapparates mit Militärpersonen« erreicht werden sollte.⁴⁴ Als Vorbild sollte Deutschland dienen, das »seinen Aufstieg und seine Größe hauptsächlich der vor hundert Jahren begonnenen und gegen alle passiven und aktiven Widerstände unentwegt festgehaltenen militärischen Durchtränkung des gesamten Verwaltungs- und Erziehungsapparates und damit seines ganzen Staatswesens« zu verdanken habe.⁴⁵ Bezeichnenderweise planten Conrad und Krobotin bereits im Herbst 1914 die politische Instrumentalisierung der Kriegserfahrungen, obwohl ihnen zu diesem Zeitpunkt noch keine Resultate der Evaluation vorlagen.

Generalstabschef und Kriegsminister waren sich ferner darin einig, dass die Kriegserfahrungsberichte nur unter einer Bedingung eine nachhaltige Wirkung auf die zivile Führung der Donaumonarchie ausüben würden: Sie mussten dieser möglichst zeitnah zugespielt werden, sodass der Aktualitätsbezug gewahrt blieb. Deshalb setzten sich beide nachdrücklich dafür ein, dass die Erfahrungen »noch während des Krieges« erhoben werden sollten – »also zu einer Zeit wo alle Wahrnehmungen und Eindrücke in Bezug auf die erstrebten Ziele und erreichten Wirkungen noch in unverblaßten Bildern vor unseren Augen stehen.«⁴⁶

Trotz der innenpolitischen Interessen, die das AOK und das Kriegsministerium mit den Erfahrungsberichten verbanden, ist der Quellenwert der Erfahrungsbögen kaum zu überschätzen. Deren hoher Informationsgehalt beruht insbesondere darauf, dass die befragten Offiziere überraschend selbstkritisch mit dem eigenen Stand und der eigenen Armee ins Gericht gingen. Eine gesunde Selbstkritik war, zumindest auf dem Papier, auch durchaus vom AOK gewünscht, welches in seinem Befehl gefordert hatte, »dass die Beantwortung der Fragen konkret und rückhaltlos« erfolgen solle, »denn nur aus der vollen Wahrheit können wir vollen Nutzen ziehen.«⁴⁷ Dieser Aufforderung kamen

⁴³ ÖStA KA NFA AOK Op. Akten 1914, Karton 9: Kriegsministerium, »Memoire über militärische Forderungen auf Grund der Kriegserfahrungen«, undatiert.

⁴⁴ ÖStA KA NFA AOK Op. Akten 1914, Karton 9: K.u.K. Kriegsminister, »Pro Memoria«, Verschluss, 31.10.1914.

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ ÖStA KA NFA AOK Op. Akten 1914, Karton 9: AOK, Memoire über militärische Forderungen auf Grund der Kriegserfahrungen, 12.01.1915.

⁴⁷ Ebd.

die allermeisten Truppenführer nach. Mit Blick auf die Ergebnisse drängt sich mitunter der Eindruck auf, dass die Offiziere in der Beantwortung der Bögen eine willkommene Möglichkeit sahen, ihrem angesammelten Unmut über Missstände in der Armee Ausdruck zu verleihen, ohne Konsequenzen fürchten zu müssen. Daher sind die Berichte als Quelle für die Dissertation von außerordentlich hoher Bedeutung, obwohl sie »nur« einen Einblick auf die Erfahrungen von k.u.k. Offizieren im ersten Kriegsjahr gewähren.

Neben den Nachlässen, Dienstakten und Erfahrungsberichten der Truppenführer wurden noch andere archivalische Quellen für die Arbeit genutzt. Hier sind in erster Linie die Aktenbestände der *Militärkanzlei seiner Majestät*, der *Manuskriptensammlung* sowie des *Archivs der Truppenkörper* zu nennen, die ebenfalls im Österreichischen Staatsarchiv / Kriegsarchiv gelagert sind. Relevante Informationen bieten zudem die retrospektiven Dokumente der Truppenführer. Nach dem Ersten Weltkrieg verspürten viele der nun ehemaligen Offiziere den Wunsch, sich noch einmal mit dem wohl prägendsten Erlebnis ihres Lebens auseinanderzusetzen. Den Wunsch, das Erlebte in Form von Reflexionsschriften oder gar ausführlichen Memoiren niederzuschreiben, begünstigten mehrere Faktoren: Hatte das Verfassen von Erinnerungen bereits vor dem Ersten Weltkrieg Tradition, brachte die Friedenszeit nun die dafür notwendige Zeit und Muße.⁴⁸ Angesichts der schwierigen ökonomischen Situation vieler Offiziere konnte die publizistische Betätigung zudem zu einer »ökonomischen Überlebensstrategie« werden.⁴⁹ Noch wichtiger war der Mehrzahl der schriftstellerischen Truppenführer jedoch die Möglichkeit, das eigene Kriegserlebnis zur Deutung der politischen Gegenwart zu verwenden und ihr persönliches »Prestige« zu verteidigen.⁵⁰ Weil Kameraden durch die Publikation ihrer Memoiren Druck auf diejenigen Offiziere ausübten, die bislang den Schritt in die Öffentlichkeit gescheut hatten und dementsprechend beim Kampf um die geschichtspolitische Deutungshoheit⁵¹ ins Hintertreffen zu geraten drohten, änderte mancher Truppenführer seine Meinung bezüglich der Veröffentlichung von Erinnerungen. Erzherzog Joseph, am Ende des Weltkrieges Feldmarschall Österreich-Ungarns, schrieb 1924 dem ehemaligen Generalstabschef Arz von Straußenburg, dass er seine Aufzeichnungen nicht veröffentlichen wolle, weil diese Informationen »allzu discreter Natur«⁵² enthielten. Nur zwei Jahre später präsentierte der Erzherzog dann jedoch den ersten seiner insgesamt sieben Bände umfassenden Erinnerungen. Der deutsche General August von Cramon fasste die Motive vieler Offiziere zur Veröffentlichung von Memoiren folgendermaßen zusammen: »Die Schilderungen erwachsen mitunter aus dem Bestreben sich selbst zu rechtfertigen, angeblich falsche Urteile richtigzustellen oder auch Persönlichkeiten und Verhältnisse die Schuld am endlichen Zusammenbrechen der Mittelmächte zuzuschieben,

⁴⁸ Pöhlmann, Typen und Funktionen von Weltkriegserinnerungen, S. 153-154.

⁴⁹ Ebd., S. 154.

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ Vgl. zur Genese des Konzeptes der Geschichtspolitik: Schmid, Zur Historisierung der Kategorie »Geschichtspolitik«.

⁵² Vgl. ÖStA KA B/63, Nr. 4: Erzherzog Joseph an Arz, 12.06.1924.

die keineswegs damit belastet sind.«⁵³ Trotz dieser Intentionen, die den Wert von retrospektiven Dokumenten beeinträchtigen, gibt es keinen Grund, »diese Quellen grundsätzlich als unglaubwürdig zu verwerfen.«⁵⁴ Mit der gebotenen Vorsicht genutzt, liefern sie wertvolle Informationen, zumal »rückblickende Ego-Dokumente« es überhaupt erst ermöglichen, Kriegserfahrungen im zeitlichen Dreiklang Vorkrieg-Krieg-Nachkrieg zu untersuchen.

⁵³ Cramon/Fleck, Deutschlands Schicksalsbund mit Österreich-Ungarn. S. 7.

⁵⁴ Hürter, Heerführer, S. 18.

II. »FERMENT DES VÖLKERBREIS«: DAS K.U.K. OFFIZIERKORPS IM ERSTEN WELTKRIEG. PROBLEME, ENTWICKLUNGEN UND TENDENZEN

1. INSTITUTIONELLE GRUNDLAGEN, SPRACHKENNTNISSE UND SELBSTVERSTÄNDNIS

Wer die Probleme und Entwicklungen des österreichisch-ungarischen Offizierkorps während des Ersten Weltkriegs erforschen möchte, der sollte auf die von Hans von Seeckt stammende »Denkschrift über das k.u.k. Heer« zurückgreifen, in welcher der Verfasser die Stärken und Schwächen der verbündeten Armee analysierte.¹ Dass ausgerechnet Seeckt eine solche Studie verfasste, war kein Zufall, denn der spätere Chef der Reichswehr war in der deutschen Militärelite einer der besten Kenner der österreichisch-ungarischen Streitkräfte, über die er sich durch seine Verwendungen an der Ostfront umfangreiche Kenntnisse angeeignet hatte. Gestützt auf seine Erfahrungen unterbreitete Seeckt Vorschläge, um die Truppen des Verbündeten in Zukunft leistungsfähiger zu machen: Ganz oben auf seiner Prioritätenliste stand die »Reorganisation des Offizierkorps«, die seiner Meinung nach »eine der vordringlichsten Aufgaben im österr.-ung. Heere« darstelle und von der »die Zukunft der Armee« abhängen würde.²

Seeckts Denkschrift stellt eine zentrale Quelle für das Verständnis der Probleme und Entwicklungen im k.u.k. Offizierkorps dar, auch wenn seine Vorwürfe in mancherlei Hinsicht übertrieben waren. Im Verlaufe dieses Kapitels werden diese deshalb immer wieder thematisiert und auf ihre Stichhaltigkeit überprüft. Diese Vorgehensweise hilft dabei, die wichtigsten Probleme und die Entwicklungslinien des österreichisch-ungarischen Offizierkorps während des »Großen Krieges« zu analysieren. Dazu werden immer wieder Vergleiche mit den Offizierkorps der anderen Großmächte gezogen, um die Ergebnisse in einem größeren Kontext zu verorten. Zu Beginn des Kapitels wird aber zunächst ein knapper Überblick auf die institutionellen Grundlagen der k.u.k. Armee gegeben, weil diese von entscheidender Bedeutung für das Verständnis der Entwicklungen von 1914 bis 1918 sind.

Die Rahmenbedingungen für die Wehrorganisation des Habsburgerreiches im Zeitalter des Imperialismus wurden durch die Ausgleichsverhandlungen der beiden Reichshälften abgesteckt, die 1868 in zwei Wehrgesetzen, jeweils einem österreichischen und einem ungarischen, mündeten. Die beiden Gesetze schrie-

¹ Vgl. ÖStA KA B/892, Nr. 32: Hans von Seeckt, Denkschrift über das k.u.k. Heer, 1917.

² Ebd., S. 43-44.

ben die künftige Dreiteilung der Landstreitkräfte der Doppelmonarchie fest: Zum einen wurde ein gemeinsames k.u.k. (kaiserlich und königliches) Heer geschaffen, zum anderen erhielt aber jede Reichshälfte das Recht, eine eigene Landwehr aufzustellen. In Österreich war dies die k.k. (kaiserlich königliche) Landwehr, in Ungarn wiederum die k.u. (königlich ungarische) Honvéd, die mit der Hrvaktsko Domobrantsvo einen eigenständigen kroatisch-slawonischen Ableger besaß.³ Die Truppenkörper beider Landwehren unterstanden jedoch dem Generalstab und besaßen keine eigenständige Generalität.

Die Dreiteilung der Wehrmacht war aus innenpolitischen Erwägungen folgerichtig, stellte aber eine große Belastung für die Wehrorganisation der Donaumonarchie dar. Die Vorbehalte in Ungarn gegenüber der gemeinsamen Armee erschwerten die Rüstungsanstrengungen Österreich-Ungarns erheblich.⁴ Die Schaffung der k.u. Honvéd führte des Weiteren dazu, dass Budapest im Laufe der Jahre immer stärker versuchte, die eigene Landwehr auf Kosten der gemeinsamen Armee auszubauen. Während des »Großen Krieges« gingen führende magyarische Politiker sogar soweit, die Abschaffung der gemeinsamen Armee zu fordern und stattdessen den Aufbau eigenständiger national-ungarischer Streitkräfte zu forcieren.⁵ Solche weitgehenden Forderungen, die mittelbar auf eine Separation der transleithanischen Reichshälfte hinausliefen und damit das Fortbestehen der Donaumonarchie in Frage stellten, wurden sowohl von Franz Joseph als auch Franz Ferdinand⁶ rigoros abgelehnt.⁷ Die Einheit der gemeinsamen k.u.k. Armee sowie die Kommandogewalt des Monarchen zu bewahren, galt seit 1848/49 als *conditio sine qua non*, um die Herrschaft der Dynastie und die Einheit des Reiches zu sichern.⁸ In dieser Haltung waren sich selbst Generalstabschef und Thronfolger einig, die sonst in wichtigen Fragen meist über Kreuz lagen. Denn auch für Conrad galt die gemeinsame Armee als wichtigste Bürgschaft, um »die Vertretung der Interessen der gesamten Monarchie vorbehaltlos« zur Geltung bringen zu können. Er befürchtete, dass »rein nationale oder sonderstaatliche Armeen« nur für die jeweils eigenen Partikularinteressen ins Feld ziehen würden.⁹

Conrads Position kann als durchaus repräsentativ für die Haltung der habsburgischen Militärelite bis zum Ende des Weltkrieges angesehen werden. Obwohl während der vierjährigen Kämpfe immer heftiger grundlegende, zum Teil radikale innenpolitische Reformen von Seiten hochrangiger Offiziere gefordert wurden, wurde die Beibehaltung der gemeinsamen Armee nicht ansatzweise in Frage gestellt. Exemplarisch sei hier nur auf die Ergebnisse des so genannten »Marschallsrats« verwiesen, der im Januar 1918 von Kaiser Karl einberufen wurde. Die Frage, ob Ungarn künftig eine selbstständige Armee bekommen sollte, wurde von allen k.u.k. Feldmarschällen, mit Ausnahme Erzherzogs Jo-

³ Déák, k.(u.)k. Offizier, S. 72.

⁴ Vgl. Kronenbitter, Krieg im Frieden, S. 149ff.

⁵ ÖStA KA B/892, Nr. 32: Seeckt, Denkschrift über das k.u.k. Heer, S. 22.

⁶ Vgl. zu Franz Ferdinands politischen Zielen: Kronenbitter, verhinderteter Retter?, S. 267-283.

⁷ Vgl. Kronenbitter, Krieg im Frieden, S. 155.

⁸ Ebd.

⁹ Conrad, AmD, Bd. 1, S. 327.

seps, verneint.¹⁰ Für diese stand ein weiterer Ausbau des Dualismus nicht zur Debatte, gerade weil sie jenseits aller persönlichen Rivalitäten von der »gemeinsamen Überzeugung erfüllt waren, daß dieser den Interessen der Reichspolitik schnurstracks zuwiderlief.«¹¹ Vielmehr hätten wohl die meisten höheren Offiziere, angefangen mit Conrad, die Dreiteilung der Streitkräfte lieber früher als später aufgehoben. Vor solchen Wünschen wiederum warnte Kriegsminister Krobotin, der zu lange in der Militärverwaltung gearbeitet hatte, um sich noch unrealistischen Hoffnungen hinzugeben. Dementsprechend wollte er gegen »eine Berührung der Basis selbst oder gegen die Antastung von gewissen, in staatsrechtlichen Momenten begründeten Empfindlichkeiten« intervenieren.¹² Grundlegende Änderungen in der Wehrverfassung Österreich-Ungarns standen für ihn nicht zur Debatte, stattdessen bevorzugte Krobotin eine »weitgehende Annäherung und Assimilierung, sowie militärische Gleichwertigmachung« von k.u.k. Armee und Landwehren, aber alles »im durch das Staatsrecht gezogenen Rahmen.«¹³

Im Zuge der beiden Wehrgesetze von 1868 wurde indes nicht nur die Dreiteilung der Wehrmacht festgeschrieben, sondern auch die allgemeine Wehrpflicht in der Doppelmonarchie verankert.¹⁴ Der Großteil der Rekruten diente in der gemeinsamen Armee, die beiden Landwehren mussten mit wesentlich weniger Soldaten auskommen. Die herausgehobene Bedeutung des k.u.k. Heeres spiegelte sich dementsprechend auch an den 1914 in den Krieg ziehenden Großverbänden Österreich-Ungarns: Von 48 Infanteriedivisionen stellte die k.u.k. Armee beispielsweise 32, bei der Kavallerie war die Quote mit neun der elf aufgebotenen Divisionen sogar noch größer.¹⁵ Von der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht versprach man sich in erster Linie eine Steigerung der Kriegsfähigkeit der Monarchie, zudem wurde durch sie ein weiteres identitätsstiftendes Moment für den Vielvölkerstaat geschaffen. Bereits vor der Zeit des Ausbruches war gern auf die »kulturhistorische Aufgabe der k.k. Armee« aufmerksam gemacht worden. Der gemeinsamen Armee, die gleichsam als »Schule eines großösterreichischen Kultur- und Staatsgefühls zu dienen« hatte, kam gerade nach der Einführung der Wehrpflicht verstärkt ideelle Bedeutung zu,¹⁶ dennoch blieb sie in vielen Gegenden der Monarchie, vor allem jedoch in Ungarn, ein Fremdkörper. Durch das Berufen auf die »kulturhistorische Aufgabe« konnte ein wenig »von der auftauchende Leere im Sinngehalt dieses ›Reichsheeres ohne Reich‹ abgelenkt werden: Je mehr nach Außen hin der Staatsgedanke ins Wanken geriet, um so mehr wurde ›Österreichs Gloria‹ zum dienstlich verordneten Lebenselixier der bewaffneten Macht.«¹⁷

¹⁰ Arz, Zur Geschichte des Großen Krieges, S. 210ff.

¹¹ Broucek (Hg.), General im Zwielficht, Bd.1, S. 346. Vgl. auch Conrad, Aufzeichnungen, S. 130f.

¹² ÖStA KA NFA AOK Op. Akten 1914, Karton 9: Krobotin an AOK, Pro Memoria, 31.10.1914.

¹³ Ebd.

¹⁴ Vgl. zur Einführung der Wehrpflicht: Hämmerle, Gescheitertes Experiment?, Dies., Zur Geschichte der allgemeinen Wehrpflicht.

¹⁵ Kronenbitter, Krieg im Frieden, S. 12.

¹⁶ Wandruzka/Urbanitsch (Hg.), Habsburger Reich, Bd.V, Bewaffnete Macht, Beitrag Allmayer-Beck, S. 95.

¹⁷ Ebd., S. 89.

Einen weiteren organisatorischen Meilenstein neben der Einführung der Wehrpflicht stellte die 1883 erfolgte Umstellung der Dislozierung der k.u.k. Truppen auf feste Ergänzungsbereiche nach deutschem Muster dar. Von dieser auf den Kriegsfall ausgerichteten Neugliederung versprach man sich in erster Linie eine deutliche Steigerung der Mobilisierungsgeschwindigkeit.¹⁸ Daneben konnten Kosten gesenkt und ungarischen Wünschen entsprochen werden, denn Rekruten aus dem Land der Stephanskronen konnten nun weitgehend in der transleithanischen Reichshälfte stationiert bleiben.¹⁹ Nachteilig wirkte sich hingegen aus, dass die bisherige Sprachkompetenz der Soldaten, welche in der Aneignung von »Armeedeutsch« bestanden hatte und maßgeblich durch die ständig wechselnden Stationierungsorte der Regimenter und Bataillone in der Zeit vor 1883 »erzwungen« worden war, in Zukunft schwieriger wurde. Im Laufe der Jahre erhöhte sich deshalb die Anzahl der Einheiten, »bei denen außer den achtzig Worten Kommandosprache kaum mehr ein deutscher Laut zu hören war.«²⁰

Für die konkrete Rolle und das Selbstbild der aktiven k.u.k. Offiziere waren die skizzierten organisatorischen Neuregelungen von großer Bedeutung. Vor allem der Entschluss, eine gemeinsame, supranationale Armee zu schaffen und nicht, wie von magyarischer Seite gefordert, die »Sicherheitsgemeinschaft« der Doppelmonarchie durch eine »multinationale Streitmacht, mit national einheitlichen Kontingenten, [...] und ihren spezifischen Uniformen und Abzeichen« sichern zu lassen,²¹ hatte für das Offizierskorps maßgebliche Konsequenzen. In den Vorschriften der k.u.k. Armee war ausdrücklich vermerkt, dass den Soldaten auf Grund ihrer Nationalität oder Religion keinerlei Nachteile erwachsen durften.²² Vielmehr stand ihnen – wenigstens der Theorie nach – laut Artikel 19 des Staatsgrundgesetzes das »unverletzliche Recht auf Wahrung und Pflege der Nationalität und Sprache« zu.²³ Diese Bestimmungen machten sich wiederum in ganz praktischen Fragen für die k.u.k. Offiziere bemerkbar. Deutsch blieb zwar weiterhin die offizielle Dienstsprache der gemeinsamen Armee. Weil aber der überwiegende Teil der Truppenkörper mindestens zweisprachig war²⁴ und die Vorschriften bestimmten, dass es jedem Soldaten möglich sein müsse, mit seinem Vorgesetzten bis zum Kompanieführer in seiner Muttersprache zu kommunizieren,²⁵ sahen sich die Truppenführer mit der Notwendigkeit verstärkter Sprachstudiums konfrontiert. Dies war umso wichtiger, weil nur die achtzig Worte der Kommandobefehle auf Deutsch gegeben werden durften, die übrige Kommunikation hingegen in den jeweiligen Regimentssprachen der Soldaten zu erfolgen hatte.²⁶ Da die Verwendung der Regimentssprache ab einem

¹⁸ Kronenbitter, *Krieg im Frieden*, S. 13.

¹⁹ Vgl. Déák, *k.(u.)k. Offizier*, S. 75.

²⁰ ÖULK, Bd.1, S. 38.

²¹ Wandruzka/Urbanitsch (Hg.), *Habsburger Reich*, Bd. V *Bewaffnete Macht*, Beitrag Allmayer-Beck, S. 93.

²² ÖULK, Bd.1, S. 39.

²³ Hämmerle, *Gescheitertes Experiment?*, S. 229.

²⁴ Déák, *k.(u.)k. Offizier*, S. 122.

²⁵ ÖULK, Bd.1, S. 39.

²⁶ Déák, *k.(u.)k. Offizier*, S. 122.

Anteil von 20% der jeweiligen Mannschaften verpflichtend war und es insgesamt zehn offiziell anerkannte Nationalsprachen gab,²⁷ sahen sich die Truppenführer mit hohen sprachlichen Anforderungen konfrontiert.

Die Festlegung auf Deutsch als Dienstsprache in der k.u.k. Armee war nicht unumstritten. Aus Perspektive Budapests war diese Regelung insofern problematisch, weil es in den Ländern der Stephanskrone im Gegensatz zur cisleithanischen Reichshälfte eine offizielle Staatssprache gab, nämlich Ungarisch. Durch diese Regelung sollte die Staatsnation der Magyaren vor den anderen Nationalitäten der transleithanischen Reichshälfte geschützt und eine Majorisierung durch diese verhindert werden.²⁸ Die »Magyarisierungspolitik« der ungarischen Regierung zielte deshalb darauf ab, vor allem soziale Aufsteiger durch den Gebrauch der Sprache in die Gemeinschaft der Staatsnation zu integrieren.²⁹ Da Ungarisch jedoch in der k.u.k. Armee den anderen Regimentssprachen gleichgestellt war, bedrohte dies den Anspruch der Magyaren, einzige Staatsnation Ungarns zu sein.³⁰ Für Monarch und Armeeführung stand jedoch die Frage, neben Deutsch auch Ungarisch als Kommandosprache zuzulassen, nie zur Debatte. Neben der unbefriedigenden Perspektive, die ohnehin schwierige Verständigung dadurch noch weiter zu erschweren, waren insbesondere innenpolitische Befürchtungen, die eng mit der »Magyarisierungspolitik« zusammenhingen, ausschlaggebend für deren rigorose Ablehnung. Conrad befürchtete nicht zu Unrecht, dass durch die »Oktroyierung der magyarischen Dienstsprache [...] das Heer als Werkzeug der Magyarisierung erscheinen« könnte, was zwangsläufig den Widerstand der übrigen in der transleithanischen Reichshälfte lebenden Nationalitäten herausfordern und das »gemeinsame Heer zu einer diesen Nationalitäten unsympathischen Institution« machen würde.³¹ Die ablehnende Haltung des Generalstabschefs bedeutete jedoch nicht, dass sich die militärische Elite der Habsburgermonarchie den Wünschen Budapests komplett verschloss. Um den gebildeten Schichten Ungarns eine Offizierslaufbahn für ihre Söhne schmackhafter zu machen, wurde beispielsweise der Unterricht im Lehrgegenstand »Nationalsprache« an den Militär-Erziehungs- und Bildungseinrichtungen, die sich in den Ländern der Stephanskrone befanden, auf Ungarisch bzw. Kroatisch erteilt.³² Die Ausweitung des Ungarisch-Unterrichts zog jedoch die Abschaffung der bisherigen Slowakisch- und Rumänischkurse nach sich und führte langfristig zu einem Mangel an sprachkundigen Offizieren für den Dienst in den oberungarischen und siebenbürgischen Regimentern.³³

Obwohl die offizielle Festlegung auf Deutsch als Dienstsprache auf politischer Ebene nicht in Frage gestellt wurde, bedeutete dies nicht, dass sie keinen

²⁷ Die Nationalsprachen waren deutsch, ungarisch, tschechisch, slowakisch, polnisch, ruthenisch, serbokroatisch, rumänisch, slowenisch sowie italienisch. Vgl. Déák, k.(u.)k. Offizier, S. 122.

²⁸ Kronenbitter, Krieg im Frieden, S. 158.

²⁹ Ebd.

³⁰ Ebd.

³¹ Conrad, AmD, Bd.1, Anlage 19; Denkschrift betreffend der Militärfrage, S. 558.

³² Kronenbitter, Krieg im Frieden, S. 157.

³³ Ebd.

Widerstand provoziert hätte. Die Regelung unterliefen vor allem magyarisches k.u.k. Offiziere, wie den Memoiren des späteren Wehrmachtsgenerals Mauritz von Wiktorin zu entnehmen ist: In Miskolocz machte ein ungarischer Truppenführer seine Meldungen bewusst nicht in Deutsch, um auf diese Weise für die Gleichberechtigung seiner Muttersprache als Dienstsprache in der k.u.k. Armee zu »werben«.³⁴ Im Offizierskasino der Stadt sprachen die dort zu findenden Truppenführer eines k.u.k. Husarenregiments sogar ausschließlich ungarisch, auch die Dienstkommandos wurden darin gegeben, bestenfalls in beiden Sprachen.³⁵ Die von Wiktorin geschilderten Tendenzen setzten sich im Krieg weiter fort: Die 7. Infanterietruppendivision³⁶ monierte beispielsweise die »sehr unangenehme Gewohnheit« von Offizieren »magyarischer Abstammung« in Gegenwart von nicht-ungarisch sprechenden Kameraden in ihrer Muttersprache zu kommunizieren. Dies hatte wiederum zur Folge, dass andere Truppenführer »tschechisch, kroatisch etc. ebenso rücksichtslos anwenden«, was sich nach Meinung des Divisionskommandos nicht mit dem von »Offz. jederzeit zu heischendem Takt« vertragen und »das Ansehen des Offz. Korps als einheitliches Ganzes« in Frage stellte.³⁷

Die am häufigsten erlernte Regimentssprache im k.u.k. Offizierskorps war das Tschechische, gefolgt von Ungarisch, Polnisch und Serbokroatisch. Dass sich gerade Tschechisch einer so hohen »Beliebtheit« erfreute, lag vorrangig an praktischen Erwägungen. Zum einen galt es unter den slawischen Sprachen als relativ leicht zu lernen, zum anderen konnten sich Offiziere, die Tschechisch sprachen, leichter mit Soldaten der anderen slawischen Nationalitäten verständigen, denn es ermöglichte das radebrechende »Armeeslawisch«.³⁸ Offiziell mussten die Offiziere spätestens drei Jahre nach Eintritt in ein Regiment vor einer Kommission die Beherrschung der Regimentssprachen nachweisen, allerdings genügte es, wenn die sprachliche Kompetenz mit dem ominösen »zum Dienstgebrauch genügend« beurteilt wurde. Was sich jedoch tatsächlich an Sprachbeherrschung hinter dieser Beurteilung verbarg, blieb meist reichlich nebulös,³⁹ vor allem, wenn man die »nachsichtige Art [...], in der diese Klassifikation zuerkannt wurde«,⁴⁰ berücksichtigt. Deshalb gab es auch kaum einen Truppenführer, der diese Hürde trotz mangelnder Sprachkompetenz nicht nahm.

Die Bedeutung der Sprachkompetenz der k.u.k. Offiziere und die daraus resultierenden Probleme sind in der Forschung lange Zeit unterschätzt worden. Die einschlägigen Quellen belegen die Bedeutsamkeit dieses Sachverhalts für die Kriegszeit aber mehr als deutlich. Das XI. Korpskommando kam diesbezüglich etwa zu folgender Einschätzung: »Die unzulänglichen Sprachkennt-

³⁴ ÖStA KA B/1191, Nr. 1: Wiktorin, Soldat in drei Armeen, S. 20-21.

³⁵ Ebd. Vgl. dagegen Jansa, Erinnerungen, S. 158, in dessen Regiment selbst die »kernmagyarischen« Offiziere in der Offiziersmesse deutsch sprachen.

³⁶ Zukünftig als ITD abgekürzt.

³⁷ ÖStA KA NFA AOK Op. Akten 1914, Karton 9: Erfahrungsbericht 7. ITD, 25.02.1915.

³⁸ Déák, k.(u.)k. Offizier, S. 124.

³⁹ Vgl. Kronenbitter, Krieg im Frieden, S. 46.

⁴⁰ Conrad, AmD, Bd.1, S. 330.